

„Draußen vor der Tür“

Der Dichter Wolfgang Borchert und sein Hörspiel

Ein Hörspiel und eine Handvoll Kurzgeschichten genügen nicht leicht, um einen jungen Schriftsteller mit einem Schlage auf einen weithin sichtbaren Platz zu stellen. Wenn es geschieht, muß es sich um einen besonderen Fall handeln. Und so ist es hier. Ein fünfundzwanzigjähriger Hamburger namens Wolfgang Borchert hat dieses Hörspiel und diese Kurzgeschichten geschrieben. Und das Besondere an seinem Fall? Er entspricht einer allgemeinen Erwartung. Das ist viel. Wir hatten nämlich erwartet, daß die Jugend sprechen solle. Hier spricht nun einer, der ihr angehört. Diese Jugend sollte etwas von unserer Zeit sagen, von sich selber, von den Vorstellungen, die sie vom Menschen gewonnen hat. Alles das ist in Borcherts Arbeiten enthalten. Seine Stoffe stammen aus der Not unserer Tage. Er spricht von uns — und wir sind es auch, die er anspricht.

Wolfgang Borchert hat unsere Zeit und unsere Welt besonders gründlich kennengelernt. Er war lange Soldat und stand an der Ostfront. Zwischen durch sperrte man ihn wegen „politischer Unzuverlässigkeit“ zweimal ein. Als der Krieg zu Ende war, kam er krank nach Hause, und auch heute hat er noch lange nicht überwunden, was Krieg und Haß seiner Gesundheit angetan haben. Die Zeit hat ihm nichts erspart. So ist es nicht zu verwundern, daß seine Geschichten von der Düsternis handeln, vom Hungern, vom Frieren, von der Einsamkeit, von der Verzweiflung an Gott, von der Roheit und der Ahnungslosigkeit des Nebenmannes, kurz: von uns und eben unserer Zeit. Und dennoch verzweifelt man nicht, wenn man seine Geschichten gelesen und recht verstanden hat. Er zerstört nämlich nicht, er geht dem Leben nur auf den Grund. Und auf diesem Grunde finden wir etwas, was man beinahe Ideal nennen könnte, wenn es nicht geradezu das Gegenteil von dem wäre, was man gemeinhin so Ideale heißt. Borchert klagt nicht, weil die Welt so furchtbar ist, sondern er klagt an, weil wir sie nicht besser machen. Er traut es dem Menschen zu, daß er sie besser machen könnte. Er glaubt nämlich an den Menschen. Es gibt nicht eine einzige strahlende Figur unter seinen Personen, eine, die eben „ideal“ wäre. Im Gegenteil. Bei Borchert — in unserer Zeit — wird der Mensch und das Menschlichste an ihm mißverstanden, vergessen, getreten. Aber gerade in der Erniedrigung gewinnt es eine fast erschreckend deutliche, unvergessliche Gestalt. Und der Weg in die Zukunft führt durch das eigene Gewissen.

Borchert ist das, was man in der Literatur noch immer einen Zeitdichter nennt. Vielleicht wird es eines Tages dieses Wort nicht mehr geben; man wird sich erinnern, daß bedeutende Dichtung immer aus ihrer Zeit heraus entstand und von ihrem Geiste lebte, und daß die Grenze zwischen „reiner“ und „Zeit“-Literatur eine künstliche Grenze ist, eine Erfindung der Resignation. Man wird die „Zeitdichter“ wieder einfach Dichter nennen — und Borchert zu ihnen zählen. Nicht nur in Hamburg hat man begonnen, seine Arbeiten zu veröffentlichen. „Das Karussell“, eine Zeitschrift aus Kassel,

bereitet einen Abdruck vor, und vor allem hat Erich Kästner ihn, in das ausgezeichnete Feuilleton der „Neuen Zeitung“ aufgenommen, die in München erscheint. Ernst Schnabel,

Der Nordwestdeutsche Rundfunk sendete unter der Regie von Ludwig Cremer ein Hörspiel, das leider nur wenige hörten, denn nicht nur in Hamburg war um die Sendezeit das Licht abgeschaltet. „Draußen vor der Tür“ nennt Wolfgang Borchert sein Stück, „das kein Theater spielen und kein Zuschauer sehen will“. Er stellt den Menschen Beckmann hin: Einfach Beckmann. Der ist nach drei Jahren Sibirien zurückgekommen und findet einen andern bei seiner Frau. Er springt in die Elbe, aber sie will ihn nicht. „Lebe erst mal. Laß dich treten. Tritt wieder!“ Der Hebe Gott hast ihm nicht helfen: „Mein armer Junge, ich kann es doch nicht ändern!“ Und der Tod hat sich überfressen, glatt überfressen, und will ihn auch nicht. So liegt Beckmann naß wie ein Fisch und mit zerschossener Kniescheibe im Sand bei Blankenese, da findet ihn das Mädchen und nimmt ihn mit, weil er naß ist und weil er eine so hoffnungslos traurige Stimme hat. Sie betrachtet Beckmann, der „außerlich ein nahe Verwandter jener Gebilde scheint, die auf den Feldern stehen, um die Vögel (und manchmal auch die Menschen) zu erschrecken“. Er hat eine Gasmaskenbrille auf mit grauen Blechrändern und grauen Bändern, ja, ein bißchen komisch vielleicht. Und er hat eine Jacke an von einem Riesen, von dem Mann des Mädchens, eine Jacke, die ihn erwürgt. Und plötzlich sieht er den Riesen hinter dem Mädchen, er kommt immer näher, mit einem Bein und zwei Krücken. Teck teck, teck teck machen die Krücken. Und der Riese sagt: „Beckmann“, dumpf und vorwurfsvoll, „Beckmann“. Beckmann aber will diesen Namen nicht mehr, will nicht mehr Beckmann sein, weil es einen Unteroffizier Beckmann gegeben hat, der gesagt hat: „Sie halten Ihren Posten bis zuletzt.“ Und der, der den Posten hielt, hat nur noch ein Bein. Und Beckmann hat die Verantwortung für diesen und die elf Mann, die er aus dem Wald östlich Gorodok nicht zurückgebracht hat. Er will die Verantwortung nicht mehr, er gibt sie dem, von dem er sie bekam, dem Oberst, der immer lustig ist. Er gibt ihm die elf zu den zweitausend, für die der Oberst die Verantwortung trägt. „Können Sie schlafen, Herr Oberst, mit zweitausend nächtlichen Gespenstern?“ Er gibt ihm seine elf, denn er will endlich schlafen, pennen, Seelenruhe.

Der Rundfunk gab einem jungen Dichter die Möglichkeit, zu reden und zu rechten, zu fragen und zu schreiben für die Wahrheit und gegen die Gleichgültigkeit. Vielleicht hätte Borchert nicht nur den Beerdigungsunternehmer Tod und den Heben Gott aus dem Jenseits bemühen sollen, sondern auch den „Mann, der die Verantwortung trägt“. Die Frage nach der Verantwortung hätte dann gälliger Beantwortung gefunden.

Fritz Kempe